



Abbildung 21: Mit dem Chepe durch die Kupferschlucht

## 16 Mexiko: September 2001. Nach Acapulco, mit dem Chepe durch den Kupfer Canyon – und Nine Eleven

Armes Mexiko, so nahe an den USA und  
so fern von Gott.

---

*(Mexikanisches Sprichwort)*

Unser dreijähriges DAAD-Projekt zur Erforschung der Vulnerabilität von Landnutzungssystemen mit der Agraruniversität Chapingo beinhaltet Studienaufenthalte der deutschen Kollegen in Mexiko und der mexikanischen Kollegen in Deutschland. Jetzt sind wir wieder dran. Die niederländische Fluglinie KLM bringt mich sicher von Berlin über Amsterdam nach Mexico City. Am Flughafen erwartet mich ein großer Bahnhof: Mein lieber Kollege Prof. Franz H., der mit meiner Kollegin Dr. Dorothea I. schon vorgeflogen war, überreicht mir mit Verbeugung eine Rose. Daneben stehen Ely T., die als Doktorandin im Rahmen unseres Projektes in Deutschland war und noch ein mexikanischer Student. Auch im sonst so spartanischen Gästehaus in Chapingo erwarten mich Blumen und ein spätes Abendessen. Dennoch ist die Nacht am nächsten Tag bereits um vier Uhr morgens zu Ende. Vor dem Gästehaus warten zwei Autos auf uns. Unsere Expedition durch das mittlere und nördliche Mexiko beginnt ohne lange Eingewöhnung. Wir wollen die hiesigen unterschiedlichen Landnutzungssysteme vor Ort kennenlernen und uns so selbst ein Bild von ihnen machen. Anschauen ist tausendmal besser, als in einem Büro der Uni darüber zu reden. Gemeinsam mit unseren mexikanischen Kollegen fahren wir zunächst nach Tepic, der Hauptstadt und größten Stadt des Bundesstaates Nayarit. Sie liegt auf einer Höhe von knapp tausend Metern über dem Meeresspiegel. Tepic ist das städtische Zentrum einer reichen landwirtschaftlichen Region. Hauptkulturen sind Zuckerrohr, Tabak und Zitrusfrüchte. Wir besuchen Rosamorada, eine Gemeinde, die im äußersten Norden von Nayarit liegt. Die Bauern versuchen die bisherige Methode der Brandrodung durch nachhaltigere Formen der Landwirtschaft abzulösen. Wir vereinbaren, dass

einige Studenten von mir hier später einen Praktikumsaufenthalt verbringen können und Daten für ihre Abschlussarbeiten zu Lösungsvorschlägen sammeln.

Auf dem Weg zu unserem nächsten Exkursionsziel frühstücken wir in einem kleinen Straßenrestaurant. Es gibt »huevos rancheros«, also Rühreier mit Tomaten, dazu schwarze Bohnen und anschließend Früchte als Nachtisch. Ein üppiges mexikanisches Frühstück. Das wird vorhalten.



Abbildung 22: Frittierte Schweinehaut – eine mexikanische Delikatesse

Zwischenzeitlich wird ein Sack mit Mangos für uns ins Auto geladen. Dann geht es in Richtung Berge, wo wir ein Dorf besichtigen wollen. Bevor wir allerdings richtig ins Gebirge fahren, wechseln wir noch einmal das Gefährt: LKW ist angesagt. Also rauf auf die Ladefläche. Mit uns Dorfleute und zwischen denen der leuchtend bunt gekleidete Medizinmann.

Mein Kollege Franz sichert sich lieber einen Platz im Fahrerhaus. Ca. vierzig Minuten geht es über Stock und Stein, durch Dschungel und Flüsse, bis wir endlich im Dorf angekommen sind. Hier werden wir vom Vorsteher der indigenen Verwaltung empfangen und voller Stolz herumgeführt. Die Besonderheit des Ortes ist ein Institut zur Ausbildung der indigenen Bevölkerung. Angeschlossen sind Internate, in denen Kinder im Alter von sechs bis vierzehn Jahren über die Woche wohnen und in die Schule gehen. Wir dürfen einen kurzen Blick auch in die Schlafräume der Kinder werfen. Alles ist natürlich einfach, aber wir verstehen den berechtigten Stolz auf

die Einrichtung. Ich stelle es mir dennoch schwierig vor, als Kind so Woche für Woche kaserniert zu sein. Doch nur so ist die Schulausbildung für alle Kinder möglich, da es keine regelmäßigen Verkehrsverbindungen zu den weit verstreut liegenden Dörfern gibt.

Der nächste Besichtigungspunkt ist eine kleine Baumschule für Medizinpflanzen, die von örtlichen Heilern vor fünfzehn Jahren angelegt wurde. Das Wissen dieser traditionell arbeitenden Medizinmänner wird vom Vater an den Sohn weitergegeben. Die heilkräftigen Pflanzen sind ihr Lebensmittelpunkt. Unter den Pflanzen finden wir sogar den Peyote Kaktus. Er gilt als heilige Pflanze der Huichol-Indianer und ist hier deshalb unter Schutz gestellt. In der westlichen Welt ist der Kaktus dafür bekannt, dass sein Genuss halluzinatorische Visionen erzeugt. Die sollen mit Glücksgefühlen und der Wahrnehmung intensiv leuchtender Farben verbunden sein. Ich denk mir, das muss die ideale Inspirationsquelle für ideenlose Künstler sein, oder? Leider dürfen wir keinen Test machen ...

Als wir wieder zum Dorfplatz zurückkommen, haben die Familien einen kleinen Verkaufsstand aufgebaut, wo die Frauen uns wunderschöne Perlenstickereien und Webarbeiten anbieten. Natürlich kaufen wir. Meine deutsche Kollegin und ich und auch die mexikanischen Kollegen schlagen zu. Mein Armband sieht aus wie aus den Goldenen Zwanzigern in Berlin, wobei ich bezweifle, dass die Indiofrauen beim Perlenweben nun gerade daran gedacht haben. Außerdem dürfen wir von den Tortillas kosten, die nebenan gebacken werden. Vor der Abfahrt machen wir noch ein gemeinsames Polaroid-Foto als Erinnerung an unseren Besuch für die Gemeinde und schenken es dem Dorfvorsteher. Dann geht es für uns mit dem LKW zurück bis zur Wechselstelle, wo unsere Autos stehen. Lisa und die anderen Mexikaner fahren mit uns weiter zu Fischteichen, wo schon ein Grill aufgebaut ist. Die Umgebung ist wunderbar, dazu das warme Wetter und der Sonnenschein vom blauen mexikanischen Himmel. Es gibt fantastischen frischgefangenen und gegrillten Fisch sowie Garnelen, roh und gekocht. Dazu Bier. Das Essen und unsere Unterhaltung wird von Mariachi-Musik begleitet. Als Live-Musik, versteht sich. Kurz vor achtzehn Uhr werden die Mexikaner hektisch; ein seltener Zustand in diesem Land. Essen und Musikinstrumente werden in aller Eile eingepackt und man strebt zu den Autos. Der plötzliche Aufbruch wird verständlich, als Punkt achtzehn Uhr die Moskitos einfallen und uns gern als Beute hätten. Am Hotelito in Tepic gibt es dann einen aufwendigen Abschied von unseren mexikanischen Kollegen, die zurück nach Chapingo müssen. Wir werden den nächsten Abschnitt der Tour allein mit unserem Chauffeur Don Arturo durchführen und uns erst in Guadalajara wiedersehen. Abends lädt der

hiesige Projektleiter Dorothea, unseren Fahrer Don Arturo und mich noch zum Abendessen in ein einfaches Restaurant ein. Franz bleibt im Hotel. Er ist sowieso nicht ganz auf dem Damm und liegt deswegen auch tagsüber auf dem Bett. Dann beschenkt er die Zimmerfrauen mit meinen, als Gastgeschenk gedachten Schokoladentafeln, die bei den heißen Temperaturen wie die sprichwörtliche Butter in der Sonne zerlaufen und hält sie durch lustige Spanischübungen von ihrer Arbeit ab. Wir in der Kneipe trinken nach dem Essen Margarithas, und die Musikbox spielt zu meiner Freude immer wieder »Guadalajara, Guadalajara ...«. Ein sehr schöner Abend – bis es ans Bezahlen geht. Ich habe den mexikanischen Machismo immer noch nicht verinnerlicht, fühle mich dagegen als deutsche Projektleiterin verpflichtet, die Rechnung zu übernehmen. Der mexikanische Kollege macht gute Miene zum für ihn bösen Spiel und wir verabschieden uns freundlich. Daran werde ich später einmal erinnert: Im Rahmen des Projektes kommt ein Student aus Chapingo nach Berlin, um bei mir im Büro zu arbeiten und an den Vorlesungen teilzunehmen. Als ich ihn zum Abschied in das benachbarte Restaurant einlade und es ans Bezahlen geht, klärt er blitzschnell mit dem chinesischen Kellner, dass er natürlich die Rechnung für unser Essen übernimmt. Ich habe keine Chance, und als ich protestiere, meint er, das ginge gegen seine Ehre als Mann, dass ihn eine Frau einladen würde. Manchmal denke ich, wäre ganz nett, wenn das die deutschen Männer auch so sehen würden. Aber da sind wir Frauen eben gleichberechtigte Kolleginnen. Ist vielleicht auch gut so.

Der Aufbruch für die Weiterreise ist schon um fünf Uhr in der Frühe. Eigentlich sollte es sogar schon um vier losgehen, aber Don Arturo kommt eine Stunde später. Als erstes übergibt er mir eine große Flasche Tequila mit schönen Grüßen vom Kollegen Projektleiter. Na, wenn es den beruhigt. Noch in tiefer Dunkelheit fahren wir los. Achthundert Kilometer Strecke liegen heute vor uns. Die Fahrt ist ein regelrechtes Kilometerfressen. Frühstück machen wir erst um elf Uhr hinter Mazatlán in einem Straßencafé. Mazatlán liegt schon im Bundesstaat Sinaloa, dessen Verwaltungssitz die Stadt ist. Sie liegt am Pazifik, genau gegenüber der südlichsten Spitze der Baja California. Nach dem Frühstück müssen wir uns mit dem Kellner herumschlagen, weil der uns eine viel zu hohe Rechnung unterjubeln will. Don Arturo, der natürlich immer unser Gast ist, hilft uns, die Sache zu klären.

Die Durchfahrt durch den Bundesstaat Sinaloa ist anstrengend, weil praktisch an jeder Straßenkreuzung offizielle Sperren aufgebaut sind, um die Autos auf Drogen, Pflanzen, Obst etc. zu kontrollieren. Da sind die föderalen Staaten ganz sie selbst. Tatsächlich muss Don Arturo seine

kostbaren Äpfel, die er in Tepic gekauft hat, wegwerfen. Nicht erlaubt wegen Pflanzenhygiene! Sinaloa sei übrigens der wichtigste Maisproduzent Mexikos, erzählt er uns. Und Mais ist das wichtigste Ausgangsmaterial für das Brot des Volkes, die Tortillas. Die Statistik sagt aus, dass jeder Mexikaner ca. zehn Tortillas pro Tag verzehrt.

Da wir an Acapulco vorbeifahren, bitte ich um einen kurzen Abstecher – wenigstens für eine halbe Stunde, um an den berühmten Strand zu laufen. Natürlich geht mir dabei der Song »Acapulco« der italienischen Gruppe Richie et Poveri im Kopf herum. Leider merke ich nichts von dem Glamour, den Acapulco als Vergnügungs- und Ferienort der Prominenz des amerikanischen Showgeschäfts mal hatte. Heute beherrschen Großhotels den Strand, wie überall in der Welt. Die Stadt verlor zudem spätestens in den 1990er Jahren ihre Anziehungskraft, als Umweltverschmutzung und Kriminalität überhandnahmen. Das spüren wir auch. Der Lack ist ab, würde man in Berlin sagen. 2016 wird Acapulco als eine der gefährlichsten Städte der Welt und als die gefährlichste Stadt in Mexiko, als »Mordhauptstadt Mexikos«, gelten. Aber wir laufen ja jetzt im Jahr 2000 am helllichten Tag nur ein bisschen am Strand entlang. Danach geht es zügig weiter.

Endlich kommen wir an unserem Ziel in Obregon an. Das ist schon im Bundesstaat Sonora. Gleichzeitig sind wir in einer neuen Zeitzone. Die Uhren müssen um zwei Stunden zurückgestellt werden. Auch in Sonora ist Landwirtschaft wichtig. Der Bundesstaat ist heute der wichtigste Weizenproduzent Mexikos. Früher war das die Baumwolle. Inzwischen produziert die USA billigere Baumwolle, die von der mexikanischen Textilindustrie importiert wird. Das bedeutete den Niedergang der heimischen Baumwollproduzenten. Lukrativer ist die Produktion von sogenanntem *Baby Beef* für die USA. Das ist das besonders zarte Fleisch von jungen Rindern. Ein gutes Geschäft für die Bauern. Die Preise richten sich nach der Rindfleischbörse in Chicago. Wir registrieren, dass die Landwirtschaft hier in unmittelbarer Nähe der USA ganz anders ist. Ambitionierter vielleicht, auch weil viele junge Männer aus der Gegend als Vorarbeiter auf Ranches in die USA gehen und von dort Know-how und Geld mitbringen, um im Heimaturlaub die eigene Hazienda genauso professionell zu bewirtschaften. Diese Wanderarbeit ist auch deshalb nötig, weil nur so das Geld für die großen Familien erwirtschaftet werden kann. Wir besuchen einen Landwirt, der uns stolz erzählt, dass er elf Söhne hätte. Die weiteren sechs Töchter werden nicht erwähnt. Die beiden Söhne, mit denen wir sprechen, erklären uns sorgenvoll, dass Wasser der limitierende Faktor für die hiesige Landbewirtschaftung sei. In Sonora fallen nur 200–450 mm Regen pro Jahr, und an Sommertagen steigt die Temperatur hier schon

mal auf 55 °C an. Es werden deshalb Brunnen gebohrt, um die Felder zu bewässern. Leider muss man immer tiefer gehen, weil der Grundwasserspiegel stetig absinkt. Die Männer erzählen uns, dass 1975 die Brunnen eine Tiefe von dreiundfünfzig Metern hatten. Jetzt, im Jahr 2000, sind es fünfundachtzig Meter, in manchen Gegenden sogar zweihundert bis zweihundertfünfzig Meter. Da außerdem fünfundzwanzig Prozent davon bei der Art der Bewässerung, wie sie hier praktiziert wird, verloren gehen und die Kosten immer höher werden, wird nur noch viermal statt sechsmal berechnet. Einer der beiden Rancher sagt sehr ernsthaft zu uns: »Der dritte Weltkrieg wird um Wasser geführt!« Dabei ist die Wasserversorgung kein neues Problem, wie wir feststellen. Wir besichtigen kurz danach einen Staudamm, der bereits zwischen 1948 und 1952 angelegt wurde und das Wasser von drei Flüssen anstaut. Von hier kommt auch das Trinkwasser für die Provinzhauptstadt Obregon. In den Dörfern, die von hier ebenfalls mit Wasser versorgt werden, gibt es amtliche Vereinbarungen untereinander, wann welches Dorf Wasser bekommt.

Nach den vielen Feldbegehungen erwartet uns jetzt ein besonderes Highlight: Die Fahrt mit der Eisenbahn von Los Mochis nach Chihuahua, wo uns unsere mexikanischen Kollegen aus Chapingo wieder erwarten. Eine Fahrt mit dem Ferrocarril Chihuahua al Pacifico, auch »Chepe« genannt, gehört zu den großartigsten Zugreisen der Welt, sagen alle Reiseführer. Das Erlebnis dürfen wir uns also nicht entgehen lassen. Wir verabschieden uns von Don Arturo, der mit dem Auto nach Chihuahua vorausfährt. Wir drei Deutschen übernachten dagegen in Los Mochis, weil der Zug nur einmal am Tag frühmorgens fährt. Nachdem wir im Hotel eing\_checked haben, denken wir, dass jetzt die beste Gelegenheit ist, endlich unsere Flasche Tequila in Margarithas umzuwandeln. Dazu brauchen wir Zitronenlimonade. Eigentlich ein bisschen mehr, also noch Cointreau und Agavendicksaft, aber wir sind ja auf Reisen, da muss man Zugeständnisse machen. Also lassen wir Franz H. im Hotel und Dorothea und ich gehen in den Supermarkt. Wie erwartet, sind heute am Sonntag die Spirituosenregale abgedeckt. Um sicherzustellen, dass am darauffolgenden Montag auch jeder pünktlich und nüchtern zur Arbeit kommt, wird sonntags nach zwölf Uhr mittags kein Alkohol mehr verkauft. Naja, wir haben den Alkohol schon – allerdings wird uns von der Kassiererin harsch der Kauf der Limonade verweigert. Sie weiß natürlich, wozu die benötigt wird – also nichts da! Wir ziehen ohne Limonade ab und trinken den Tequila eben pur. Außerdem haben wir etwas zu Essen eingekauft, weil wir am nächsten Morgen schon sehr früh das Hotel Richtung Bahnhof verlassen müssen. Franz lässt es sich nicht nehmen, drei Servierschälchen, die er mit seinem Charme offenbar

der Stewardess beim Herflug abgeschwatzt hat, hübsch herzurichten und darauf Brot und Käse anzurichten. Er hatte uns beiden Frauen schon früher einmal die Lektion erteilt, dass es möglich und notwendig ist, auch unter den unkomfortabelsten Bedingungen auf Stil zu achten. Das war in Chapingo während unseres ersten Aufenthaltes gewesen. Wir waren am späten Abend aus Deutschland angekommen und hatten am Tag darauf gleich ein sehr straffes und tagfüllendes Programm zu erledigen. Wir – das meint, wir Frauen. Franz H. hatte sich nach der offiziellen Begrüßung mit Kopfschmerzen ins Gästehaus zurückgezogen. Jedenfalls waren Dorothea und ich nach diesem Tag und noch vom Jetlag gebeutelt, wirklich erschöpft, mussten aber in dem kleinen Supermarkt auf dem Gelände der Uni noch etwas fürs Abendessen einkaufen. »Zu Hause« im Gästehaus warfen wir die Tüten mit den Brötchen, den Käse in der Verpackung und eine Banane für jeden auf den Tisch, rissen die Verpackungen auf und öffneten die drei Cola-Dosen, um daraus zu trinken. Prof. Franz H. schaute schweigend und entsetzt auf diese Barbarei. Am nächsten Abend, als Dorothea und ich von den Dienstaufgaben zurückkamen, hatte er tagsüber eingekauft und zwar nicht nur Lebensmittel, sondern Pappsteller und Plastikbesteck und -becher. Damit hatte er den Tisch schön gedeckt und erwartete uns nun. So hat von uns dreien jeder seine Aufgabe.

Ein Taxi bringt uns morgens vom Hotel zum Bahnhof von Los Mochis. Es ist sechs Uhr in der Früh und noch stockdunkel. Sechshundertfünfzig Kilometer und fünfzehn Stunden Fahrt liegen vor uns. Unsere Reise beginnt hier auf Meereshöhe und endet im über tausenddreihundert Meter hoch gelegenen Chihuahua. Mit uns warten dichtgedrängt die anderen Fahrgäste auf das Signal zum Einsteigen in den Zug. Trotz der Menschenmassen und Bergen von Koffern, Rucksäcken, Taschen und Kisten finden wir schnell Sitzplätze. Franz überredet uns, noch einen Wagen weiterzugehen. Das ist der Barwagen der 1. Klasse. Grüne Polstersitze und Messinglampen im 50er Jahre Schick schaffen ein gemütliches Ambiente. Dazu ertönt später wunderbar passende Musik der mexikanischen Sängerin Ana Gabriel vom Band. Ich fühle mich wie in einem Traum.

Jetzt geht es erstmal los. Von unten nach oben, sozusagen. Nach der Küstenebene von Los Mochis quält sich der Zug in abenteuerlichen Spitzkehren über zweitausend Meter hoch in die Sierra Madre. Während der Zugfahrt tauchen wir in eine großartige Landschaft mit bizarren Felsformationen und ständig wechselnder Vegetation ein. Bei der Ortschaft Divisadero, wo es den schönsten Ausblick in die Kupferschlucht gibt, hält der Zug für eine kleine Weile.

Die »normalen« Reisenden holen sich von den Straßenhändlern etwas zu Essen, und die Touristen machen Fotos. Die Schönheit des *Copper Canyon* wirkt dennoch in Natura viel eindrucksvoller als auf den Fotos. Immerhin ist er viermal so groß wie der Grand Canyon in den USA. Dann geht es weiter. Und wieder in tiefer Dunkelheit, wie bei der Abfahrt, kommen wir pünktlich um einundzwanzig Uhr in Chihuahua an und werden von unseren Kollegen Manuel und Carlos empfangen. Erst einmal ist Einquartierung in das bescheidene Hotel angesagt. Am nächsten Tag geht es mit dem Auto schon weiter nach Torreón. Dort wartet wieder Arbeit auf uns.

Heute ist der 11. September 2001. Franz H. geht es wieder schlecht und er hütet deshalb das Hotel. Dorothea und ich sind mit den Kollegen unterwegs und besichtigen Landwirtschaftsbetriebe. Es ist heiß und anstrengend.

Abends kommen wir müde im Hotel an. Franz will uns unbedingt die Weltneuigkeit des Tages erzählen, von der wir bisher noch nichts erfahren haben. Aber wir zwei Frauen sind wirklich müde und hungrig dazu und unterbrechen ihn unisono mit den Worten: »Franz, entschuldige, wir haben Hunger!« Er schweigt beleidigt und wird später erklären, dass Frauen doch ein kleineres Gehirn haben als Männer. Wir gehen also in irgendein Straßenrestaurant, um zu essen und dann ins Bett.

Am nächsten Morgen schalte ich nach dem Aufwachen den kleinen Fernseher im Hotelito an und sehe immer wieder dasselbe Bild: Zwei Flugzeuge fliegen in die Twin Towers in New York hinein und diese stürzen zusammen. Dazu aufgeregte Kommentare in Spanisch oder getragene Musik. Ich denke noch: Was hat sich denn Hollywood da für einen Schwachsinn ausgedacht?? Als jedoch in der Bank, wo wir Geld tauschen müssen, die gleichen Bilder auf den riesigen Bildschirmen an der Decke gezeigt werden und die Mexikaner aufmerksam schauen und flüstern, begreife ich: Das ist echt! Ich dreh mich fassungslos zu Franz und weiß gar nicht, was ich sagen soll. Er meint nur sarkastisch: »Das wollte ich euch gestern schon erzählen. Aber die Damen war ja hungrig und müde ...« Später wird bei Wikipedia über diesen Tag zu lesen sein: »Die Terroranschläge am 11. September 2001 waren vier koordinierte Flugzeugentführungen mit anschließenden Selbstmordattentaten auf wichtige zivile und militärische Gebäude in den Vereinigten Staaten von Amerika. Sie wurden vom islamistischen Terrornetzwerk al-Qaida geplant und von 19 seiner Mitglieder verübt, darunter 15 Bürgern Saudi-Arabiens. Die Ereignisse dieses Tages werden in den USA auch kurz als Nine-Eleven oder 9/11, auf Deutsch auch als 11. September bezeichnet. Die Täter entführten in drei Fünfergruppen und einer Vierergruppe zwischen 8:13 Uhr und etwa 9:30 Uhr Ortszeit

vier Verkehrsflugzeuge, lenkten zwei davon in die Türme des World Trade Centers (WTC) in New York City, New York und eins in das Pentagon in Arlington, Virginia. Das vierte Flugzeug sollte wahrscheinlich ein Regierungsgebäude in Washington, D.C. treffen, wurde aber nach Kämpfen mit Passagieren vom Piloten der Entführer bei Shanksville (Pennsylvania) zum Absturz gebracht. Die Anschläge verursachten den Tod von fast 3.000 Menschen und gelten als terroristischer Massenmord. Etwa 15.100 von 17.400 Personen konnten sich aus den WTC-Gebäuden retten.« Am 14. September 2001 wird in den USA der Ausnahmezustand ausgerufen. Er ist seitdem in Kraft.

Wir sind zutiefst betroffen – im Gegensatz zu unseren mexikanischen Kollegen. Sie haben schnell eine andere Erklärung parat und halten das Ganze tatsächlich für eine Aktion des CIA, um das amerikanische Volk zusammenzuschweißen und auf einen Krieg im Nahen Osten einzustimmen. Ich stelle aber auch an mir fest, dass selbst so schreckliche Nachrichten das Denken nicht dominieren, wenn man sie nicht ständig hört bzw. hören kann. Wir befinden uns in wenig besiedelten Gebieten und zumeist on the road. Unsere Exkursion geht per Auto weiter nach Zacatecas. Dabei durchqueren wir die Region der Lagunen im Norden Mexikos, die wegen ihrer guten Böden eine ertragreiche Landwirtschaft erlauben. Kein Wunder also, dass die *Comarca Lagunera* Mexikos wichtigster Milcherzeuger ist.

Schön, dass es neben der Arbeit wieder einen Ausflug für uns gibt. Unsere mexikanischen Kollegen fahren mit uns in eine Steinwüste zur Geisterstadt »La Ojuela«. Es ist warm. Trotzdem fröstle ich. Ein leichter Wind weht, und um die Piste gibt es tatsächlich nur Steine und Geröll soweit das Auge reicht. Kein Grün. Der Himmel ist heute bedeckt und ich fühle mich in die Kulisse eines düsteren Films versetzt. Schließlich erreichen wir, nur fünfundzwanzig Kilometer von der Stadt Mapimí entfernt und trotzdem im Nirgendwo, die verlassene Bergarbeiterstadt Ojuela. Sie sieht mit ihren Häusern aus Natursteinen selbst wie ein Teil der Wüste aus. Dabei wurden hier früher Gold und Silber gefördert. Im Jahr 1928 wurde die Mine überschwemmt, und die Bewohner verließen danach den Ort. Seitdem scheint die Zeit hier stehen geblieben zu sein. Die Kirche, die verfallenen Häuser regen die Fantasie an und wecken die Neugier der Besucher. Die eigentliche Attraktion ist jedoch die Hängebrücke, die sich zwischen dem Ort und dem Mineneingang über eine Schlucht spannt. Darüber wurde das Gold- und Silbererz seinerzeit zuerst bis nach Ojuela transportiert und von dort mit dem Zug in die benachbarte Stadt Mapimí gebracht, wo es aufbereitet wurde. Manuel erzählt uns, dass die Brücke vor hundert Jahren

von einem deutschen Ingenieur entworfen wurde und als Prototyp für San Franciscos Golden Gate Bridge diente. Fertiggestellt, galt sie für lange Zeit als eine der längsten und sichersten Hängebrücken der Welt.

Ich denke bei mir: »Hoffentlich stimmt das heute auch noch!« Wir sind nämlich bereit, uns über die wacklige Angelegenheit zu trauen, weil es auf der anderen Seite eine Führung zur Goldmine gibt. Immerhin sind denn doch insgesamt über dreihundert Meter zu passieren – und das über sichtbare hundert Meter Tiefe. Kurz vor Überquerung der Brücke klinkt sich Franz aus und sagt zu mir den schönen Satz: »Mut ist Mangel an Phantasie, weißt du. – Und ich habe sehr viel Phantasie!« Jetzt zögere auch ich kurz. Der Satz trifft genau genommen auch auf mich zu. Eigentlich habe ich ja Höhenangst, will aber trotzdem Einsatz zeigen. Ich schaffe es tatsächlich, immer mit starrem Blick geradeaus und nicht in den felsigen Abgrund tief unter mir schauend, über die schwankende an beiden Seiten offene Brücke zu gehen. Angekommen, gibt es dann eine sehr kurze Führung durch einen Schacht mit alten Grubenlampen. Wir stehen noch ein bisschen herum und fotografieren. Aber schließlich müssen wir zurück. Etwas bang mach ich mich auf den Weg – und schaffe es nur bis zur Mitte, dann überfällt mich mit einem Mal die Höhenangst. Ich stehe wie angewurzelt und kann mich nicht mehr rühren. Als meine Kollegin völlig entspannt angeschlendert kommt, flehe ich sie an: »Dorothea, kannst du bitte meine Hand nehmen?« Dorothea nimmt meine Hand und gemeinsam erreichen wir das Ende. Geschafft! Jetzt zählt nur noch das erlebte Abenteuer.

Nebenbei erzählen uns die Mexikaner noch von einer weiteren, für mich viel spannenderen Besonderheit der Wüste Mapimí. Darin gibt es ein Gebiet, dass Zona del Silencio genannt wird. Der ungewöhnliche Name Zone der Stille, oder des Schweigens, wie Manuel sagt, kommt daher, dass hier angeblich keinerlei Funkverbindungen zustande kommen und weder Radio-, Fernseh-, noch GPS-Signale empfangen oder gesendet werden können. Außerdem hätten die Leute hier auch UFOs beobachtet und jede Menge Geschichten kreisen um mysteriöse Ereignisse. Tatsächlich gab es in dieser Gegend einige spektakuläre Meteoritenabstürze und man vermutet einen besonders starken Magnetismus. Leider treffen wir keine Aliens und widmen uns deshalb wieder unserem eigentlichen Ziel, nämlich typische Landnutzungssysteme kennenzulernen. Wir fahren weiter und verlassen die Steinwüste. Danach umgibt uns immer noch eine wüstenähnliche Landschaft, die aber schon agrarisch genutzt wird. Landwirtschaft ist hier nur mit ständiger Bewässerung möglich. Wir besuchen zwei Brüder, die mittels Tröpfchenbewässerung im großen Stil Wassermelonen für den nationalen Markt und auch für den Export in die USA anbauen. Wir sind

beeindruckt. Die Felder sehen mustergültig aus. Die Beregnungstechnik ist auf dem neuesten Stand. So wird dem Beregnungswasser, das aus Tiefbrunnen kommt, der Dünger automatisch zugemischt. Ich schau mir die Melonenpflanzen und die Bewässerungsschläuche an. Die Pflanzen gedeihen prächtig, aber überall an den Austrittslöchern der Beregnungsschläuche auf dem Boden sind weiße Salzränder sichtbar. Es ist also nur eine Bewirtschaftung auf Zeit möglich, dann macht die Bodenversalzung unter diesen ariden Bedingungen einen Pflanzenbau unmöglich. Da es keinerlei Sträucher geschweige denn Bäume gibt, streicht der Wind ungehindert über die Fläche. Um die Felder gegen Winderosion zu schützen, sind in regelmäßigen Abständen Streifen von Sonnenblumen und anderen Blühpflanzen zwischen die Melonenpflanzen eingesät. Die Blüten bieten den Insekten Nahrung, die wiederum die Melonenpflanzen bestäuben. Ich bin begeistert, weil das für mich wieder ein kleines Beispiel für angewandte Permakultur ist.

Die letzten beiden Tage unserer Reise verbringen wir in Zacatecas. Auch dort geht es natürlich darum, Landnutzungssysteme kennenzulernen und Ansatzpunkte für die gemeinsame Forschung zu finden. Eigentlich gab es hier wegen der kargen Bedingungen früher keine Landwirtschaft. Die indigene Bevölkerung, die hier seit fünfhundert Jahren ansässig ist, war ein Wandervolk und ernährte sich von Blättern und Früchten der Kaktusfeigen. Erst vor einhundertfünfzig Jahren wurden landwirtschaftliche Praktiken aus den südlichen Bundesstaaten Michoacán, Tlaxcala und Guerrero eingeführt und die Menschen wurden sesshaft. Heute gibt es eine andere Art von Wanderarbeitern. Da die Landwirtschaft und auch die Industrie nicht genügend Auskommen bieten, emigrieren vor allem die jungen Männer und Frauen in die USA. Der Migrationsstrom von Mexiko in die USA ist der stärkste zwischen zwei Ländern weltweit. Statistiken sagen aus, dass schätzungsweise fünfzehn Prozent der mexikanischen Bevölkerung im arbeitsfähigen Alter in den USA beschäftigt sind. Die insgesamt rund fünf- undzwanzig bis dreißig Millionen Menschen mit mexikanischen Vorfahren sind in den Vereinigte Staaten die größte Migrantengruppe. Die Dollars, die die Emigranten schicken, sind nicht nur für die daheimgebliebenen Familien ökonomisch wichtig. Auch für den mexikanischen Staat. Steht dieses Geld doch an zweiter Stelle, nach den Gewinnen aus Erdölexporten. Manche Wanderarbeiter kommen auch mit dem amerikanischen Knowhow zurück und versuchen in der einheimischen Landwirtschaft neue Wege zu gehen, und sei es Melonenanbau mit Tröpfchenbewässerung in der Wüste.

Jetzt lassen wir Felder und Landwirtschaft hinter uns und schauen uns Zacatecas an. Hier gibt es eine der drei größten Silberminen der Welt.

Wir sehen schon am Stadtbild, dass es eine reiche Stadt ist. 1993 wurde das historische Zentrum zum Weltkulturerbe der UNESCO ernannt. In Zacatecas erleben wir auch den Nationalfeiertag Mexikos. Die Stadt ist festlich geschmückt, überall freudige Aufregung. Herausgeputzte Familien gehen zum Rummel, zu Tanzdarbietungen und vor allem zu den vielen Imbissständen. Bis zum Abend, wenn die Feierlichkeiten so richtig beginnen, ist noch genügend Zeit. Deshalb gibt es doch noch einen Ausflug in die Agrargeschichte Mexikos für uns. Wir besuchen eine der alten Tequila-Fabriken in der Umgebung. Seit vierhundert Jahren wird nämlich in der Gegend aus dem Herz der Blauen Agave nach einem immer noch aktuellen Verfahren Tequila hergestellt: Der Pflanzenmasse wird heißer Wasserdampf zugeführt, und die wird anschließend durch zwei Mühlen gedreht, um den Saft herauszupressen. Das Destillat wird in Holzfässer gefüllt und reift hier sechs Monate bis zu anderthalb Jahre. Anschließend beträgt der Alkoholgehalt zwischen 38 bis zu 50 Volumenprozent. Wir erhalten jede Menge Erklärungen – aber keine Kostproben.

Dann sind wir wieder zurück in der Stadt und gespannt auf den Höhepunkt des Nationalfeiertages. Abends drängen sich die Menschen auf dem Zócalo vor dem Bürgermeistergebäude, wo Punkt dreiundzwanzig Uhr, wie überall im ganzen Land, mit El Grito, dem Schrei, die Nation für ein weiteres Jahr geeint wird. Auch wir werden von der freudigen Erregung der Menschen erfasst, als auf einer großen Leinwand der mexikanische Präsident auf dem Balkon des Nationalpalastes in Mexiko-Stadt gezeigt wird, wo die Glocke des kleinen Ortes Dolores aufgehängt ist. Unter dem Beifall der riesigen Menschenmenge ruft er, wie jedes Jahr, stets die gleichen Worte: »¡Mexicanos! ¡Vivan los héroes que nos dieron la patria y libertad! ¡Viva Hidalgo! ¡Viva Morelos! ¡Viva Josefa Ortiz de Dominguez! ¡Viva Allende! ¡Vivan Aldama y Matamoros! ¡Viva la Independencia Nacional! ¡Viva México! ¡Viva México! ¡Viva México!« Begeistert stimmen alle ein und dann wird inbrünstig die Nationalhymne gesungen. Das ist tatsächlich ein El Grito, ein Schrei. Nicht zu vergleichen mit dem Haden in Deutschland, wenn unsere Nationalhymne erklingt.

Am nächsten Tag fliegen meine beiden Weggefährten nach Houston, was nach Aussagen unserer mexikanischen Freunde ein schwieriges Unterfangen sein wird. Nach dem Terroranschlag auf die Twin Towers sind die Flughäfen in den USA geschlossen worden. Sie kommen aber dennoch an ihr Reiseziel, höre ich später. Ich will nach Hause, nach Berlin und fahre im Auto meiner mexikanischen Kollegen in ca. acht Stunden von Zacatecas zurück nach Mexico D.F.. Sie setzen mich am Internationalen Airport ab, von dem mein KLM-Flug nach Amsterdam starten soll. Auf dem Flughafen

werde dann auch ich von der neuen internationalen Lage eingeholt: Muss man sonst schon Stunden anstehen, um sein Gepäck aufzugeben und um durch die Passkontrolle zu kommen, herrscht jetzt noch mehr Gewusel und Lärm als sonst. Wie ein aufgeregter Bienenschwarm. Über allem liegt zusätzlich eine nervöse Spannung. Es finden verschärfte Sicherheitskontrollen statt, die auf mich mehr ambitioniert, als systematisch wirken. Die Flugpläne geraten dabei völlig aus dem Ruder. Viele Flüge mit Destination in die USA werden gecancelt. Aufgeregte Reisende überrennen die Informationsschalter, Kinder weinen. Immer wieder ertönen Durchsagen, was nun nicht mehr ins Handgepäck darf. Endlich, nach Stunden, wird mein Flug nach Amsterdam aufgerufen. Als ich auf der Gangway stehe, wo noch einmal vor dem Einstieg bei jedem Passagier eine Leibesvisitation vorgenommen wird, durchfährt es mich siedend heiß: Mein Schweizer Taschenmesser ist noch in meiner Jackentasche! Aber, oh Wunder, es wird nicht bemerkt und ich kann passieren. Wir starten dann nochmal viel später. Einen Flugplan gibt es sowieso nicht mehr. Nach all der Aufregung schlafe ich völlig erschöpft fast die gesamte Zeit. Für die Angst, unser Flugzeug könnte entführt werden, bleibt keine Gelegenheit. Am nächsten Tag kommen wir völlig verspätet am frühen Abend in Amsterdam an. Aber die Holländer sind etwas besser aufgestellt als die mexikanischen Kollegen. Gleich nach der Einreise stehen überall neuaufgebaute Desks, wo die Transitpassagiere der Maschinen aus aller Welt schnell und effizient auf andere Flüge umgebucht werden. Ich erfahre, dass ich für heute keinen Anschlussflug mehr nach Berlin bekomme. Erst am nächsten Morgen ginge gleich früh um acht Uhr eine Maschine nach Tegel. Jetzt bekomme ich erst einmal einen Voucher für Essen und Übernachtung sowie ein *Survival-Kit* mit T-Shirt und Zahnbürste und die Ansage, dass ich mich zu einem bestimmten Bus vor das Terminal begeben soll. Das aufgegebene Gepäck bleibt aufgegeben. Der Bus bringt mich und andere Reisende zu einem der Flughafenhotels. Dort bekomme ich ein Zimmer, eine Telefonkarte, um zu Hause Bescheid geben zu können und die Ansage, dass es gleich ein Abendessen im Hotelrestaurant gäbe. Ich sage dem Restaurantleiter, der uns an der Tür begrüßt und uns zu den Tischen dirigiert, dass ich das Management unglaublich bewundere. Er freut sich und antwortet, dass sie erst vor einer Stunde die Information bekommen hätten, dass sie gestrandete Fluggäste unterbringen und verköstigen müssten. Alles klappt tadellos. Ich bin froh, dass ich nach den wochenlangen Erfahrungen mit tröpfelnden Duschen in den mexikanischen Herbergen, nun ausgiebig unter europäischen Standardbedingungen duschen kann und genieße das weißbezogene Bett. Am nächsten Morgen heißt es, sehr früh aufstehen.

Der Flughafenbus steht mit laufendem Motor schon vor der Tür. Beim Einsteigen bekommt jeder ein Lunchpaket statt Frühstück im Hotel in die Hand gedrückt. Alles läuft wie bei einer gut eingespielten Maschinerie. Ich freu mich und bin entspannt. Leider bleibt es nicht dabei. Bei der Sicherheitskontrolle nach dem Einchecken ist es soweit. Ich lege mein Handgepäck und meine Jacke aufs Band, gehe durch die Sperre, werde abgetastet und schon sagt der Beamte mit Blick auf den Monitor: »Sie haben da etwas, was wie ein Taschenmesser aussieht!?!« »Wie ein *Schweizer Taschenmesser*«, sage ich resigniert. Er darauf: »Sie haben jetzt zwei Möglichkeiten: 1. Ich werfe es hier gleich in den Müll, oder 2. Sie gehen zurück, geben es am Gepäckschalter auf und kommen noch einmal zur Kontrolle.« Ich gehe also noch einmal zurück zum Check-In-Schalter und gebe es auf. Dort ist es vermutlich auch in der Tonne gelandet, denn natürlich habe ich mein Messer nie wieder gesehen. In Berlin-Tegel reichte mir ein kurzer Blick auf die völlig überforderten Lost&Found-Mitarbeiter und das unglaubliche Sammelsurium in ihrer Baracke, um festzustellen: Selbst, wenn mein Taschenmesser den Weg hierhergeschafft haben sollte – in dem Durcheinander ist es nie und nimmer zu finden.

Auf dieser Reise habe ich erlebt, wie sich plötzlich von einem Tag auf den anderen Flugreisen geändert haben. Das unbeschwerte Fliegen ist vorbei. Dennoch wird Mexiko auch weiterhin ein Sehnsuchtsziel sein.